



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kircheisen, Friedrich M.: Gesellschaft, Sitten und Salons unter dem
Direktorium (1795 bis 1799)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gottesgemeinschaft, die nur im Jenseits möglich ist, den Glauben und den Trieb zu einer innerweltlichen Glaubensgemeinschaft schädigt und die Energie, die auf den Aufbau des Gottesreiches im Diesseits gerichtet sein sollte, lähmt und beeinträchtigt. Eben der Aufbau dieses Gottesreiches oder, wie es in der Sprache der Humanität heißt, die Erziehung des Menschengeschlechts war das Ziel, welches sich die hervorragendsten Vertreter des Humanitätsgedankens gesteckt hatten und welches noch heute als der eigentliche Kernpunkt der Lehre der Freimaurerei zu betrachten ist. Die Stärkung der sittlichen Tatkraft, auf die ihr Hauptstreben gerichtet war und ist, betrachteten sie als den Lebensquell jeder wahren Religiosität, die sie ebenso wie die Kirchen von ihren Anhängern forderten.

Wenn trotzdem die Kirchen und ihre Vertreter die Freimaurer als Freigeister, Gottesleugner, Atheisten und Revolutionäre kennzeichnen zu müssen glauben — nach der „Germania“ hat sich sogar Kaiser Wilhelm der Erste, der ebenso wie seine Vorfahren Maurer war, der Begünstigung der Revolution schuldig gemacht —, so beweist das lediglich, daß sie die Hüften ihrer Heerden mit den schärfsten Waffen, über die sie verfügen, vor den Wölfen schützen zu müssen glauben. Selbstverständlich ist es dann doppelt schmerzlich, beobachten zu müssen, daß auch diese Waffen sich mehr und mehr als stumpf und scharf erweisen.

3.



Gesellschaft, Sitten und Salons unter dem Direktorium (1795 bis 1799)

Von Friedrich M. Kircheisen



er 9. Thermidor hatte der Schreckensherrschaft und ihrem Diktator ein Ende gemacht. Man brauchte jetzt nicht mehr ausschließlich mit der Sorge um sein Dasein beschäftigt zu sein: das bisher geführte politische Leben machte endlich wieder dem Privatleben Platz. Wie aus einem schweren Traume erwachend stürzten sich die Pariser in den betäubenden Wirbel von Vergnügungen aller Art; sie waren ja nun nicht mehr einer tyrannischen Zensur unterworfen. Zu lange hatte man danach geschmachtet, zu lange die barbarischen Zerstreuungen der öffentlichen Hinrichtungen genossen, die wahre Volksfeste mit Musik und Tanz geworden waren, zu lange hatte man in spartanischer Einfachheit gelebt! Man lebte förmlich nach verfeinerten, zivilisierteren Genüssen.

Die Veränderung war verblüffend. Eine ganz neue Gesellschaft bildete sich in Frankreich, eine schlecht erzogene, durch die Revolution vollkommen ver-

dorbene Gesellschaft. Sie baute sich auf den Trümmern des Schreckens auf und bestand aus einem Gemisch von Leuten des alten und neuen Regimes, aus mehr oder weniger republikanisch gesinnten Royalisten und gemäßigten Republikanern.

Niemals bot Paris und seine Gesellschaft einen so seltsamen Anblick dar, als zu der Zeit, in welcher der Konvent in den letzten Zügen lag und die Herrschaft des Direktoriums begann. Die alte Gesellschaft war vernichtet und die neue noch im Entstehen. Die früheren Gewohnheiten und Sitten unverändert wieder aufzunehmen, hätte sich unmöglich mit den republikanischen Grundsätzen, welche ihre Abschaffung herbeigeführt, vereinbart, und die neuen ließen sich nicht von heute bis morgen bestimmen.

So lebte jeder, wie er wollte, ungezwungen und frei. Es war eine einzige große Maskerade im Äußern wie im Innern, auf der die „Merveilleuses“, die „Muscadins“ und die „Incroyables“ die Hauptrollen spielten.

Die republikanischen Gewohnheiten und Gebräuche kamen in Verfall; nur einige blieben bestehen. So das Tragen der dreifarbigten Kokarde, die Titel „Bürger“ und „Bürgerin“ und einige andere. Das während der Schreckensherrschaft übliche Duzen fand keinen Anklang mehr, und man kehrte wieder zu dem vornehmeren „Sie“ zurück.

Niemals gab es glänzendere, frivolerere Festlichkeiten, niemals ausschweifendere Vergnügungen, niemals größere Überspanntheit in Mode und Sitten als unter dem Direktorium! Nach all den wüsten Ereignissen der Revolution, die Thron, Kirche, Aristokratie, Mode und geistiges Leben unter ihren Trümmern begraben hatten, flüchteten sich die Franzosen mit Freuden unter das schützende Dach geregelterer Zustände. Hier winkte ihnen Menschlichkeit und Zivilisation. Aber im Bewußtsein, daß das Morgen dem Heute nicht ähneln, daß binnen kurzem alles anders, alles noch viel schlechter als früher sein könnte, übertrieb man alle Genüsse und machte aus dem feinen, eleganten Paris der vergangenen Jahrhunderte ein großes Tollhaus.

Bälle und Festlichkeiten wurden in allen Gegenden der Stadt gegeben, Gelage gefeiert, die lange verbotenen Equipagen erschienen wieder auf den Promenaden und Straßen, eleganter und reicher als zuvor. In den Salons wagte man wieder zu sprechen, wieder eine Meinung zu haben. Auf den Boulevards, in den Champs Élysées, dem Bois de Boulogne sah man aufs neue vornehme Reiter und Amazonen, reichgeschmückte Livreen und Jockeis. Es gab wieder Herren und Diener und somit auch einen Klassenunterschied, wengleich man überall Gleichheit und Freiheit predigte. Die Herrschaft des Reichthums trat an Stelle der Herrschaft des Sansculottismus. Aus den Klubs wurden Salons, wenn auch öffentliche Salons, zu denen ein jeder Zutritt hatte.

In den vorher un gepflegten, von Kot und Unrat starrenden, schlecht beleuchteten Straßen sah man — freilich auch nicht vor Anfang 1796 — wieder größere Ordnung und Sauberkeit. Reich ausgestattete Läden taten sich auf

und ließen an Eleganz und Pracht nichts zu wünschen übrig. Durch ihre Auslagen wurde die vornehme Welt auf die Straßen gelockt. Sie zeigte sich jetzt überall, in den Theatern, den Cafés, den Restaurants und den zahllosen neueröffneten Sommergärten. Jeder suchte so schnell und so viel wie möglich seinen Vergnügungsburst zu stillen.

Ganz naturgemäß zeitigte diese plötzliche Veränderung in allen Gewohnheiten und Sitten der Gesellschaft die schrecklichste Übertreibung und Ausschreitung. Wie trunken waren die Menschen vor Freude und Lust. Ihre Begierde nach Luxus und Sinnesgenüssen schien unersättlich. Es war eine verwirrende Zeit, in der jeder reich sein wollte, in der Verschwendungssucht zum guten Ton gehörte. Paris war der Sammelplatz aller Überspanntheiten, alles Großen und Erhabenen, aber auch alles Gemeinen und Niedrigen! Mehr als je war es der Treffpunkt aller genialen Menschen, aller Charlatane, aller Redner und Künstler und aller, die durch Fähigkeiten oder Intrigen hochzukommen hofften.

Nach dem 9. Thermidor zählte man in Paris nicht weniger als sechshundertvierundvierzig Bälle. Die Franzosen tanzten! Sie tanzten sich die schreckliche Erinnerung an eine blutige Zeit hinweg. Es waren jedoch nicht mehr jene anmutigen Menuetts, Duadrillen, Pas de quatre oder Gavotten, jene vornehmen Tanzschritte und tiefen Verbeugungen der alten Gesellschaft. Die neue bedurfte eines mehr physischen Tanzes, eines Tanzes, in den sie ihre ganze Leidenschaft, ihr Temperament hineinlegen konnte: des Walzers! Er war als Neuigkeit aus Osterreich gekommen, und sofort hatten ihn die Franzosen zu ihrem Lieblingstanz gemacht.

Arm und Reich, die gute und die schlechte Gesellschaft warf sich in die Arme Terpsichores. Man tanzte in Holzschuhen und Halbstüchern ebensogut wie in feinen Seidenschuhen, durchsichtigen griechischen oder römischen Gewändern, im rosa Trikot und im Rothurn. Es gab öffentliche Bälle für zwei Sous die Runde, aber auch solche für zwölf und vierundzwanzig Sous. Man hatte für den Geschmack eines jeden Sorge getragen. Die gute Gesellschaft hatte ihre öffentlichen Bälle, auf die sie wie auf Konzerte und Theater abonnierte. Zu manchem kostete der Eintritt fünf bis zwanzig Franken. Sie besaßen fast alle einen besonderen Salon, wo die Damen die fleischfarbenen Trikots wechseln konnten.

Die berühmtesten dieser Bälle waren der im Hotel Biron, dessen Orchester der beliebte Gérard leitete, dann der Ball im Gleichheitshause, der Harmonieball, der überaus sinnliche Vauxhallball und der „Bal des Victimes“ im Hotel Thélousson. Zu letztgenanntem Ball hatten nur diejenigen Zutritt, deren Angehörige auf dem Blutgerüst umgekommen waren. Dort tanzte man in Trauerkleidern und begrüßte sich mit einem dreimaligen kurzen Kopfnicken, als wenn des Henkers Beil den Nacken getroffen hätte. Die Damen trugen kurzgeschchnittenes Haar und ein rotes Band um den Hals; es sollte den blutigen Streifen des Enthaupteten kennzeichnen. Man tanzte also, wie man sieht, nicht nur aus Vergnügungslust, sondern auch aus Widerspruch.

Der eleganteste und beliebteste aber aller dieser Bälle war der im Hotel Richelieu. Dort versammelte sich die Auslese der modernen Aristokratie und Lebewelt. Unter den Damen in durchsichtigen Gazelleidern, mit den von Spitzen, Brillanten und Gold überladenen Frisuren, den entblößten Armen und Schultern, unter all den Nymphen und Sirenen der in einem Meere von Licht schimmernden Säle bemerkte man „La belle Tallien“; ferner ihre gute Freundin, die Marquise von Beauharnais und die in griechischer Einfachheit unvergleichliche Julie Récamier, sowie die höchst überspannte Madame Hamelin.

Die Männer bildeten auf diesen Bällen einen scharfen Kontrast zu all der glänzenden Frauenschönheit, zu diesem frischen, duftenden Fleisch, diesem verschwenderischen Luxus. Ihr Anzug war gesucht nachlässig. Und während die Frauen sich mit allen Fasern ihres Herzens dem Tanze hingaben, tanzten die Männer steif, eckig und stumm, als dächten sie dabei an die nächste Umwälzung; so wollte es der gute Ton!

Das Straßenbild hatte sich vollkommen verändert. Im Garten des Palais Royal — unter der Revolution Gleichheitsgarten genannt — suchte man vergebens die vornehme Gesellschaft, die vor der Revolution ausschließlich dort zu finden war. Es war die Kloake von Paris geworden. Wucherer, zerlumpte Frauen und Männer, Spitzbuben, Zuhälter und Dirnen der niedrigsten Sorte, hier und da bisweilen ein neugieriger Fremder, aber auch der oder jener anständig gekleidete Einheimische bildeten jetzt das tägliche Publikum.

Auch der Tuileriegarten wurde nach dem 9. Thermidor weniger besucht. Nur der Mittelstand wählte ihn zu seinen täglichen Spaziergängen. Die elegante Welt traf man in den Champs Elysées oder im Bois de Boulogne. Die Crème der Gesellschaft aber, das heißt die Erzaristokratie, die Muscadins mit den grünen oder schwarzen Kragen kamen auf den Boulevards zwischen der Rue Grange-Batelière und der Rue du Montblanc zusammen, einem kurzen, engen Straßenzug. Zur Kennzeichnung der sich dort einführenden Gesellschaftsklasse nannte man ihn „Le petit Coblenz“. Hierher zogen sich für ein paar Abendstunden die alten Pariser Aristokraten zurück, denen alles, was an die Revolution erinnerte, der Pöbel und die Bürger, gründlich verhaßt waren. Wer von dieser Kaste nicht gegen den guten Ton verstoßen wollte, mußte sich wenigstens einigemal in der Woche im „Petit Coblenz“ zeigen. Man sprach sich hier mit seinesgleichen aus, saß auf den in sechs Reihen aufgestellten Stühlen und ließ seiner Ironie gegen die bestehenden Zustände freien Lauf. Hier kam die Elite von Tivoli, Jbاليا, Ulysée, Viron, Corazza und wie die Stellbichens des vornehmen Paris alle hießen, auf den Kriegsruf zusammen „Guerre aux terroristes!“ Ihr Benehmen, ihr Gang, ihr Anzug, alles deutete auf Widerspruch! Ein Fächer, ein Schal, ein Taschentuch kennzeichneten die Richtung der politischen Meinung. Auf dem einen waren Lilien gemalt, auf dem andern Trauerweiden, deren Blätter deutlich alle Mitglieder der ehemaligen königlichen Familie in

den Umrissen wiedergaben. Viele der Damen taten ihre Trauer über die verlorene Monarchie in schwarzseidenen Gazelleidern kund.

Konzerte, Theater und besonders die unzähligen „Jardins d'été“ kamen wieder in Mode. Frascati war eins der elegantesten dieser Art Konzert-, Spiel- und Ballofale. Die acht prächtig in antiken Stile und mit Wandgemälden von Gallet geschmückten Säle sahen jeden Abend ein äußerst elegantes, allerdings weniger vornehmes Publikum in ihren Hallen. Verdächtige Politiker, Lebemänner, Theaterdamen, Kokotten und Welt Damen mit mehr oder weniger stürmischer Vergangenheit bildeten die Gesellschaft bei Frascati. Man speiste und trank unter Glycinien- und Weinlauben und hörte dazu eine sinnberauschende Musik. Sehr beliebt, jedoch von einem ernstern Publikum besucht, waren die Gartenkonzerte *Marbœuf* in den Tuilerien und in dem Palais Egalité (Palais Royal), ferner das „Concert d'aveugles“, das „Concert de la République“ und andere.

Von jeher ist der Franzose ein großer Freund der darstellenden Kunst gewesen. Selbst während der Revolution, inmitten des Glens und Schreckens, besuchte er die Theater, soweit sie geöffnet waren. Sie hatten jeden Abend volle Häuser. Wie viel mehr noch, als man wieder frei atmen, frei genießen konnte! Täglich war Vorstellung in der „Opéra comique“, im „Théâtre Feydeau“; dieses wurde jedoch schon Ende 1796 aus politischen Gründen wieder geschlossen. Im „Théâtre des Arts“, der großen Oper, im „Théâtre des Vaudevilles“, im „Théâtre patriotique“, im „Théâtre Montansier“ und wie sie alle hießen, spielte man stets vor ausverkauftem Hause. Viele dieser Kunsttempel fristeten jedoch als „Brutstätten der Unzucht und Liederlichkeit“ nur ein kurzes Dasein. Am 24. März 1796 eröffnete auch das „Théâtre Français“ seine Pforten wieder von neuem.

In den Logen zeigten sich die Berühmtheiten des Tages in antiker Nacktheit, und die Schauspielerinnen erschienen mehr entkleidet als angekleidet auf der Bühne. Frauenschönheit und der Glanz der Diamanten machten sich den Rang streitig; sie interessierten mehr als der Inhalt der Stücke. Eines Abends erschien Theresia Tallien, die Löwin der Mode, zu einer Opernpremiere als Diana gekleidet in ihrer Loge. Ihr ganzer Anzug bestand aus einem antik um Schulter und Hüften geschlungenen, kaum bis zu den Knien reichenden Tigerfell. Ihre nackten Füße ruhten in vergoldeten, mit roten Schnürbändern versehenen Sandalen. Von der einen entblößten Schulter hing ein mit Brillanten übersäter Köcher herab. Als die Vorstellung zu Ende war, ging sie durch die gaffende Menge bis zu ihrem Wagen, ohne im geringsten verlegen zu sein.

Die Leichtfertigkeit der Sitten machte sich natürlich auch in den Stücken bemerkbar, die zur Aufführung gelangten. Seit dem 9. Thermidor hatte sich ein antirevolutionärer oder besser antijakobinischer Geist in die Theater eingeschlichen. Die Franzosen rächten sich an der Revolution, die solange ihre strenge Zensur über alles ausgeübt hatte, dadurch, daß sie Stücke auf die Bühne

brachten, in denen die Klubmänner, die öffentlichen Redner, die Rädelsführer, die Kuppler der Guillotine, die Konventsmitglieder und Richter des Revolutionstribunals mit allen ihren Lastern, Verbrechen und lächerlichen Eigenarten verhöhnt wurden. Auch die stark ausgeprägte Handels- und Wucherwut wurde witzig in Stücken bekräftelt. Im Vaudeville zum Beispiel gab man häufig „*Tout le monde s'en mêle, ou la manie du commerce*“, worin eine ganze Familie durch die Agiotage verdorben wird und zugrunde geht. Das tat jedoch dem Laster nicht den geringsten Einhalt.

Unter dem Direktorium wurde das Mädelied der *Muscadins* „*Le Réveil du peuple*“ in den Theatern verboten. Dafür sollten vor der Vorstellung und in den Zwischenpausen patriotische Lieder gesungen werden, aber man machte sich bald nichts mehr daraus. Die beliebtesten Figuren auf der Bühne waren der *Parvenu* oder die *Parvenüsfrau*, die ehemalige Höckerin, die jetzt reiche und angesehene Frau, die beinahe eine Dame gewesen wäre, wenn ihr nicht alles gefehlt hätte: Geist, Benehmen, Erziehung und Bildung! So verhöhnte die Gesellschaft ihr eigenes Vorbild, das der berühmten „*Madame Angot*“.

Der bei so vielen Menschen stattgehabte Glückswechsel war höchst seltsam. Leute, die kein Mensch vorher kannte, die bisher in den dunkelsten Verhältnissen gelebt hatten, waren durch Betrug und Wucher reich geworden und spielten nun die erste Rolle. Alte angesehene Familien dagegen waren durch die Revolution um ihr Vermögen gekommen und lebten in größter Dürftigkeit. Vor allem litt der vornehme Klerus unter den veränderten Verhältnissen. So war der ehemalige Bischof von Bienne im Jahre 1796 Austräger in der Arsenalbibliothek und flickte sich seine Hosen und Schuhe selbst.

Die ganze Gesellschaft machte den Eindruck jener Dienerschaft unter dem „*Ancien régime*“, der man, dem Brauche gemäß, jeden Mitterwoch erlaubte, einmal die Herren zu spielen. Die Salons standen jedem offen; die Feste und Bälle waren öffentlich, alle Menschen vergnügten sich gemeinsam. Die jungen Damen schwebten in den Armen ihnen unbekannter Tänzer dahin. Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Abenteurer, Welt Damen und Courtisänen trafen sich am gleichen Orte und wetteiferten miteinander an Schönheit, Kleiderpracht und Extravaganz.

Die gesellschaftlichen Manieren ließen viel zu wünschen übrig. Die Herren behielten die Hüte auf dem Kopfe, wenn sie mit einer Dame sprachen. Man grüßte sich nur flüchtig mit einem Lüften des Hutes oder mit mehrmaligem Kopfnicken. Die Frauen sahen die Männer durch ihre langgestielten Augengläser herausfordernd an; die häßlichsten wurden von ihnen laut kritisiert, und den hübschen sagten sie die aufdringlichsten Schmeicheleien. Daselbe taten die Männer mit den Frauen. Jene Höflichkeit, Zuverlässigkeit, Rücksicht, jenes Feingefühl der alten, vornehmen Pariser Gesellschaft war verschwunden.

Mehr als je arteten die Genüsse der Tafel in Böllerei aus. Grimod de la Reynière, der große Gourmet, sagte, ganz Paris sei in einen einzigen

großen Schlund verwandelt gewesen. Barras und andere einflußreiche Männer gingen mit ihren glänzenden Gastmählern als Beispiel voran. Seit 1796 taten sich allerhand Gesellschaften auf, deren einziges Ziel eine wohlbesetzte Tafel war; nur wenige verbanden damit noch einen gewissen künstlerischen Zweck. Die erste dieser „Freßgesellschaften“ nannte sich „Société des diners du Baudeville“. Der Hauptartikel ihrer in Versen verfaßten Statuten lautete:

Champ libre au genre érotique,
Moral, critique et bouffon;
Mais jamais de politique,
Jamais de religion,
Ni de mirliton.

Ihre Mitglieder bestanden, wie schon aus dem Namen hervorgeht, aus Schauspielern, und zwar aus solchen, die bereits mindestens zwei Erfolge am „Théâtre des Baudevilles“ zu verzeichnen hatten.

Anderer derartige Gesellschaften, wie die „Société des Sots“, die „Société des Fous“, die „Société des Pareffeux“, die „Société des Durs“, deren Teilnehmer bei den Tischgesprächen das Brummen des Bären nachahmten, und die „Société des Bêtes“, bei der ein jedes Mitglied den Namen eines Tieres erhielt, folgten der ersten. Die „Société de la Fourchette“ kam alle vierzehn Tage zusammen, um einen ganzen Tag lang, von früh bis abends, zu „dejeunieren“.

Bei Privatgesellschaften wurden Diners von raffiniertester Eleganz gegeben. Die auserlesensten Gerichte, alles, was Paris an seltenen einheimischen und ausländischen Leckerbissen, an teuren Weinen, kostbaren Likören besaß, bedeckte die mit fast orientalischem Luxus geschmückte Tafel der Reichen. Die Zeiten, in denen man sein eigenes Brot und seine eigenen Gerichte zu einem Essen mitbrachte, waren für die neue Gesellschaft vorbei. Man schwelgte in den von den Gastgebern gebotenen Genüssen, und der in Strömen fließende Wein löste die Zunge zur Ausgelassenheit. Und ein jeder war bestrebt, den andern noch an Reichtum und Glanz zu übertreffen.

Duvrard, der reiche Bankier und freigebige Liebhaber Theresia Talliens, gab zur Feier, daß er diese launenhafte aber schöne Mätresse aus den Händen des Direktors Barras empfangen hatte, auf seinem Schlosse Raincy ein Essen, das an Pracht und Auserlesenheit nicht seinesgleichen fand. Auf dem mit dem allerfeinsten Tafelzeug gedeckten Tisch prangte in der Mitte ein mit Wasser gefülltes Becken aus reinem Marmor. Sein Boden war mit feinem Goldstaub bedeckt, und es enthielt die seltensten Arten von Fischen. In den vier Ecken des pomphaft geschmückten Speisesaals sprangen Fontänen von Punsch, Orangenblütenwasser und Mandelmilch, die ihr köstliches Raß in große, flache Marmorbecken fließen ließen. Das Tischgerät war aus Gold und Silber, die Gläser waren vom herrlichsten Kristall. Die Gerichte bestanden nur aus den auserlesensten Leckerbissen. Der Wein war unübertroffen, und die Früchte stammten aus allen Gegenden der Welt.

Die gastronomischen Freuden des alten Frankreich waren also durch die Revolution nicht verschwunden, sondern im Gegenteil zu noch viel höherem Ansehen gelangt. Sie schienen jedoch nach einer so stürmischen Zeit, mitten in dem grenzenlosen Elend der unteren Klassen, unangebracht und roh. Allen diesen reichen, verschwenderischen Schmausereien fehlte es auch an jener vornehmen Eleganz, welche die alte Gesellschaft ihren nicht minder lukullischen Gastmählern aufzudrücken verstand. Die der neuen Gesellschaft hatten stets etwas Aufdringliches, Prozenhaftes an sich; es lag in ihnen jene Übertriebenheit, welche die ganze Epoche des Direktoriums zu einer höchst gewöhnlichen stempelte.

Der treue Begleiter dieser Gastmähler war das Spiel. Trotz aller Polizeimaßnahmen hatte sich die unter der Revolution zu einem wahren Laster ausgeartete Spielwut der Franzosen wenig vermindert. Außer den geduldeten Spielfälen gab es unzählige geheime Spielhöllen. Ihre Besitzer waren meist Privatpersonen und nicht selten von den höchsten Persönlichkeiten der Regierung begünstigt. Das Palais Royal und die umliegenden Gegenden bildeten das Dorado der Spieler. Barras führt in seinen Memoiren mehrere solcher Häuser an. Sie alle hatten keine öffentliche Erlaubnis zum Hazardspiel. Mitunter waren sie auch die Zufluchtsstätte anderer Laster.

„Rue Saint-Honoré 58“, erzählt Barras, „hielt eine Frau Rayal, die vom Direktor François de Neufchâteau begünstigt wurde, ein Spielhaus. Man beschuldigte sie außerdem, daß sie den bei ihr verkehrenden Abgeordneten junge Mädchen zuführe. Morgens bestand ihr Publikum meist aus Emigranten und Geschäftsleuten; abends spielte man. Die nicht Spielenden gingen in das zweite Stockwerk hinauf, um — Politik zu treiben! Was das zu bedeuten hatte, wußte man.“

Auf derselben Straße befand sich noch eine andere Spielhölle. Besitzerin war die Geliebte des Dichters André Chénier, Madame la Boucharderie. Dort verkehrten Offiziere und Diplomaten. Man behauptete, die Baronin von Staël schösse einem gewissen Vivien die nötigen Gelder zu dem Spielsalon vor. Dieser Vivien war ein vollkommen unmoralischer Mensch. Er stand mit der la Boucharderie in engen Beziehungen, seine eigentliche Mätresse aber war eine gewisse Madame Cauchois . . . Rue Basse-du-Rempart 337 hielt eine Frau de la Fare, die Nichte des Marschalls de Biron, einen Spielsalon. Der General Schérer, ein leidenschaftlicher Spieler, gehörte zu ihren Stammgästen. In all diesen Häusern spielte man Biribi, Einunddreißig und Creps, ein Würfelspiel. Die Roulette arbeitete die ganze Nacht. Ende 1795 erzählte man sich ganz öffentlich, daß der Abgeordnete Larivière im Palais Royal an einem Abend 40 000 Francs verspielt hatte.

Auch in Privatgesellschaften gaben sich die Herren nach dem Essen leidenschaftlich dem hohen Spiele hin. Pharaon, Whist und Einundzwanzig hielten hier die Gäste bis zum frühen Morgen am grünen Tische fest, und am nächsten

Tag sprach man in den betreffenden Kreisen von den fabelhaften Summen, die gewisse Herren in der oder jener Gesellschaft verloren hatten.

Am besten konnte man die Sonderbarkeit der Gesellschaft in den wenigen Salons bemerken, die ihre Pforten wieder neu geöffnet hatten. „Die vornehmen Manieren der wohlherzogenen Personen“, sagt Frau von Staël in ihren „*Considérations sur la Révolution française*“, „traten trotz des einfachen Anzuges, den diese noch von der Schreckenszeit her beibehalten hatten, deutlich hervor. Die zu Jakobinern bekehrten Männer betraten zum ersten Male die Salons der großen Welt. Ihre Eingebildetheit warf auf alles, was zum guten Ton gehörte, einen dunklen Schatten. Die Damen des „Ancien régime“ umringten sie, um für ihre Brüder, ihre Söhne und Männer die Erlaubnis zur Rückkehr zu erwirken. Die liebenswürdigen Schmeicheleien, deren sie sich zu bedienen wußten, gefielen den harten Ohren und veranlaßten die finsternen Aufriührer zu dem, was wir seitdem erfahren haben, nämlich wieder einen Hof mit allen seinen Mißbräuchen einzurichten . . .“

Treten wir für einen Augenblick in den berühmtesten dieser Salons zu jener Zeit ein, nämlich in den der Madame Tallien, der Königin des Direktoriums, jener Frau, die erst Aristokratin, nachher Republikanerin wurde und am 9. Thermidor das Schicksal Tausender in Händen hatte. Sie war die Retterin aus Not und Schrecken. Man nannte sie „*Notre Dame de Thermidor*“ und jubelte ihr wie einer Göttin zu. In Chaillet, am Ende der Champs Elysées, hatte sich die verwöhnte Dame, die Freundin des Direktors Barras und später des Bankiers Duvrard, eine Art Bauernhütte zum Tempel der Schönheit und Anmut eingerichtet. Vor ihr war die berühmte Schauspielerin Raucourt Besitzerin der Hütte gewesen, ein Grund mehr, daß die eitle Theresia sie für sich erwerben mußte. Hier empfing sie alle berühmten Persönlichkeiten, und ganz Paris lenkte trotz der Entfernung seine Schritte zu der verführerischen Circe in ihrer mit aller Eleganz und aller Berechnung eingerichteten „*Chaumière*“.

Alle Räume dieser wie auf der Bühne anzusehenden „Hütte“ waren im antiken Stile nach den zuletzt aufgefundenen Gegenständen von Herkulanum eingerichtet. In dem pompejanischen Hausflur stand eine wundervolle Reptunggruppe aus dünnem Sevresporzellan, für die der galante Barras 30000 Francs bezahlt hatte. Dreifüßige Lampen, griechische Ruhebetten, etruskische Vasen, Gemälde mit Szenen aus der griechischen Mythologie, antike Statuen erfreuten das Auge des Eintretenden. In einem kleinen Boudoir schienen sich alle Musen und Künste Stellbuchein gegeben zu haben. Da stand das aufgeklappte Fortepiano mit einer Menge Noten auf dem Ständer. Auf Stühlen und Sesseln lagen ebenfalls Noten. Eine Gitarre schien eben von der Spielerin nachlässig auf den Divan geworfen worden zu sein; die Harfe stand vor einem antiken Sessel, als wenn eben die schlanken Finger der Besitzerin darüber geglitten wären. Dort in der Ecke lehnte eine Staffelei mit einer angefangenen Landschaft darauf; am Boden lagen Palette, Pinsel und Malkasten. Sogar ein Zeichentisch

mit allen nötigen Gerätschaften war vorhanden. Auf die schriftstellerische Tätigkeit deutete ein offener, mit Büchern und Papieren angefüllter Sekretär. Im Bücher-schrank standen die Bände unordentlich durcheinander, als wenn eine wißbegierige Hand vor wenigen Augenblicken darin gesucht hätte. Selbst die gebräuchlichste Beschäftigung der Damen war nicht außer acht gelassen: ein Stüchrahmen mit angefangenem Muster. Die Herrin des Hauses mußte über viele Talente verfügen!

In diesen Räumen wußte Theresia Tallien eine Welt zu versammeln, die an Verschiedenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ihre Salons waren immer besucht, aber es war eine aus allen möglichen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, die sich hier zusammenfand. Deputierte, die den Sturz Robespierres herbeigeführt, Mitglieder der alten Gesellschaft, Adlige und Diplomaten, Finanz- und Geschäftsleute, Jakobiner und Gemäßigte, Royalisten und Republikaner gingen friedlich nebeneinander bei Theresia aus und ein.

Sie verstand es, sich ihren Kreis zu bilden, in dem sie, umgeben von allen Mufen, doch immer die Göttin blieb. Sie verstand es, eine Menge schöner Frauen des alten Frankreich wieder ans Licht zu ziehen. Bei ihr sah man die pikante, nicht geistlose und äußerst kokette Madame Gainguerlot; ihr lagen alle Künstler und Dichter zu Füßen. Da war die Bürgerin Maillay de Châteaurenault, die geschmeidige, elegante Kreolin Marquise de Beauharnais, die blonde livländische Baronin von Krüdener, die sich durch ihren Mystizismus interessant zu machen wußte, die Halbmulattin Hamelin, die Göttin der Nacktheit, deren wenig verhüllte braune, plastische Formen alle Blicke der Incroyables auf sich zogen. Ferner die wunderschöne Julie Récamier, die inmitten all der Unsitlichkeit ehrbar geblieben. Allerdings hatte dies wohl seinen Grund in einem Naturfehler der reizenden Frau.

Von den Herren waren vertreten: der genußsüchtige Direktor Barras, der elegante Fréron, der Bankier Récamier, der im Prinzip sehr moralische Châteaurenault, dem man aber nichtsdestoweniger alle Unmoralitäten mit Frau von Chastenay nachsagte, ferner Séguin, Hottinger, Hoffmann und der freigebige Duvrard. Der Sänger Garat verdiente wie so viele andere ihre Dankbarkeit dadurch, daß er einer ihrer getreuen Satelliten ward und fast jeden Abend in ihrem Salon seine herrliche Stimme hören ließ. Seine Begleiter auf dem Klavier waren entweder Cherubini oder Méhul.

Den Mittelpunkt aber bildete die unvergleichlich schöne, in der Blüte ihrer Jugend stehende Herrin des Hauses. Sie war griechisch gekleidet. Goldspangen umspannten ihre feinen Knöchel und herrlich geformten Arme. Ihre Augen leuchteten, ihr sinnlicher Mund lächelte siegreich über all die bewundernden Blicke, die der Schwarm der jungen Gecken ihr zollte. Die Gläser flogen an die Augen und: „Parole d'honneur victimée, cette femme est délirante“ riefen sie sich gegenseitig zu.

Eine besonders geistreiche Unterhaltung durfte man in der „Chaudière“ nicht suchen. Wie sollte man auch? Die meisten der anwesenden Politiker

waren aus dem niedrigsten Volk hervorgegangen, die Armeelieferanten konnten kaum lesen und schreiben, die Emporkömmlinge von heute waren noch gestern Börsenwucherer gewesen und hatten sich ihr ungeheures Vermögen in ein paar Monaten zusammengerafft. Dagegen aber tanzte, aß und spielte man bei Madame Tallien in ausgiebigem Maße. Bisweilen wurde auch musiziert und deklamiert. Theresia verfügte ja über alle denkbaren Talente und wußte ihre Gesellschaft zu unterhalten, wenn auch nicht immer nach deren Geschmack. Liebesintrigen wurden ebensogut wie politische Intrigen in den Salons der Madame Tallien angeknüpft und weitergesponnen. Auch harmlose Liebesspiele, wo der Kuß die Hauptsache war, fanden Beifall. Der Publizist Lacretelle rühmte sich einst nach einem solchen Abend, den Arm der schönen Wirtin geküßt zu haben und verglich ihn mit dem der Venus des Kapitols.

Wie die Gewohnheiten dieser neuen Gesellschaft, so waren auch die Moden: frei, kühn, überspannt! Die Frauen oder „*Les merveilleuses*“, wie sie genannt wurden, hatten das griechische oder römische Kostüm gewählt. Hals, Brust, Arme und Füße waren nackt und mit kostbaren Geschmeiden behangen; sogar an den Fußzehen trug man Diamantringe. Die Knöchel, und nicht selten auch die Schenkel, umspannten schmale Goldreifen. Die Damen hüllten sich in durchsichtige Stoffe, welche die mit fleischfarbenen Trikots bedeckten Körperformen nicht nur ahnen ließen, sondern sie dem Auge des Beschauers vollkommen preisgaben.

Im Jahre 1799 erfanden die Pariserinnen eine besonders raffinierte Einzelheit ihrer Kleidung. Es sollte, wie das „*Journal des Dames et des Modes*“ behauptete, „den Lilienstimmer einer schönen Brust und ihren natürlichen Schmuck, das Rosenknöpfchen, noch rosiger erscheinen lassen“. Es handelte sich dabei um ein schmales, in der Art einer Kette um den Hals geschlungenes schwarzes Samtband, das unter der linken Brust, die entweder ganz entblößt oder nur von einem dünnen Gewebe bedeckt war, mit einer Diamantnadel befestigt wurde.

Selbst das unentbehrlichste Kleidungsstück, das Hemd, war für einige Zeit aus der Garderobe einer Eleganten von damals ausgeschlossen, daher der Name der „*Sans-chemises*“ im Gegensatz zu den „*Sans-culottes*“. Eine der ersten dieser Nymphen sah man in den Champs Elysées nur mit einem auf Gaze gearbeiteten Tüllkleid angetan, so daß man deutlich die Farbe ihrer Strumpfbänder unterscheiden konnte. Auf einem Ball erschien ein ganz junges Mädchen so wenig bekleidet, daß sie sogar in dieser sittenlosen Zeit stark kritisiert, ja ausgepiffen wurde. Sie war schließlich gezwungen, die Nacktheit ihrer kaum erblühten Formen durch einen anständigeren Anzug etwas mehr zu verbergen. Im Jahre 1797 trieben es zwei Damen — es waren Frauen der guten Gesellschaft, keine Dirnen — so weit, daß sie, ganz wie sie die Natur geschaffen hatte, nicht einmal mit dem üblichen Trikot gekleidet, sondern nur in einen dünnen Gazeschleier gehüllt, auf der mit Menschen überfüllten Prome-

nade erschienen. Eine andere trug ein leichtes Gewand, das nur bis unter die Brust hinaufreichte.

Wie bei einer Maskerade erhielten die Kleider Namen, und zwar wählte man diese mit Vorliebe aus der Mythologie. So besaß man Toiletten à la Juno, à la Ceres, à la Flora, à la Minerva, à la Diana; man frisierete sich à la Titus, à la Caracalla. Es gab Kopfbedeckungen à la folle, à la justice, à l'humanité und seidene Schals „sang-de-boeuf“. Für Kleider und Hüte wurden die fabelhaftesten Preise bezahlt. Ein mit Seide eingefasstes Batistkleid wurde für 2500 Francs und ein Tüllkleid für 1040 Francs verkauft.

Großen Luxus trieben die Damen in Sportkleidern; die kühnen Amazonen und Kosselenkerinnen ließen dabei ihrer Phantasie den freiesten Lauf. Das Selbstkutschieren der Damen war hohe Mode geworden. Man sah sie, mit ihren Männern oder Geliebten an der Seite, in den gewagtesten antiken Kostümen oder auch im verführerischen „Déshabillé“ mit nackten Armen durch die Straßen fahren, höchstens, daß ein indischer Kaschmir- oder englischer Spitzenschal leicht die Schultern bedeckte.

Diese Schals, die oft viele Tausende wert waren, verwendete man auch als Kopfpuz. Bezeichnend für die damalige Verschwendungssucht ist folgendes Geschichtchen, das uns der Komponist Blangini in seinen Memoiren überliefert. Er wollte Madame Tallien einen Besuch machen und mußte in ihrem Salon warten, weil sie sich gerade frisieren ließ. „Ich hatte“, erzählt er, „wenigstens eine halbe Stunde gewartet, als das Kammermädchen der Frau Tallien kam. Sie ließ sich entschuldigen und mich bitten, in ihr Ankleidezimmer einzutreten. Dort sah ich zum ersten Male eine der großen Berühmtheiten der Zeit: den weltbekannten Friseur Duplan, um dessen Dienste sich später zwei Kaiserinnen bemühten. Als ich in das stark duftende Heiligtum eintrat, war Dupla neben dabei, einen wundervollen englischen Spitzenschal in seinen Händen zu zerkrümmeln; er sollte einen Teil des Kopfschmuckes der Madame Tallien bilden. Duplan probierte ihn bald so, bald so auf dem Kopfe der Dame, überlegte prüfend hin und her, kam aber zu keinem Entschluß. Plötzlich schien er einen genialen Einfall zu haben, denn er sagte feierlich: „Madame, der Schal ist zu groß. Niemals würde ich damit eine Ihrer und meiner würdige Frisur zustande bringen.“ Darauf schellte Madame ihrem Kammermädchen. Sie kam, bewaffnete den Künstler mit einer Schere und Duplan schnitt einfach den Schleier, der wenigstens 6 bis 8000 Francs gekostet hatte, in viele kleine Stücke.“

So waren die Zeiten: für eine Frisur, eine Modelaune, durch die man für einige Stunden des Abends zur Königin wurde, opferte man gern ein paar tausend Francs!

Eine große Rolle spielten bei der weiblichen Toilette, besonders in der Zeit kurz nach dem zweiten Thermidor, aber auch noch unter dem Direktorium, die Perücken, und unter diesen wieder die blonden. Es gehörte zum guten Ton, jeden Tag eine andere zu tragen. Man wechselte in den Nuancen vom

mattesten Aschblond bis zum feurigsten Rotgold. Die eleganten Damen der Zeit, wie Madame Raguet, die junge kokette Schauspielerin Lange, Madame Tallien, Madame Hamelin und andere, besaßen jede an die dreißig Stück blonde Perücken, ungerechnet die dunklen! Jede Perücke kostete wenigstens 500 Francs!

Mit Recht durfte man zu jener Zeit behaupten, die Garderobe einer eleganten Pariserin bestehe aus dreihundertfünfundsechzig Frisuren, ebenso vielen Schuhen, sechshundert Kleidern und sechs Hemden! Und selbst dieses althergebrachte Kleidungsstück war, wie schon erwähnt, eine Zeitlang ganz aus dem Kleiderschatz der Damen verschwunden.

Nicht weniger herausfordernd waren die Herrenmoden. Neben dem wegen seiner Vorliebe für ein starkes Moschusparfüm sogenannten „Muscadin“, der sehr enge Hosen, eine Flachsperrücke und einen hohen grünen oder schwarzen Krager als Zeichen seiner antirevolutionären Gesinnung trug, waren die „Incroyables“ die wahren Löwen des Tages. Ihre Stutzerhaftigkeit überstieg alle Begriffe. Das im Nacken à la Brutus kurz geschnittene Haar fiel in unzähligen, Pfropfenziehern ähnlichen Löckchen tief in die Stirn, so daß es die mit dem Stift stark aufgetragenen Augenbrauen fast ganz verdeckte. Der Kopf, den ein hoher schwarzer Seidenhut mit einer winzigen Kokarde zierte, verschwand vollkommen in dem unheimlich hohen Rocktragen und der noch umfangreicheren Mull- oder Seidenkrawatte; nur Augen und Nase eines solchen Becken waren sichtbar. Die meist blauen Röcke hatten überlange, manchmal bis zu den Füßen reichende Schöße. Die Arme steckten in viel zu langen und viel zu engen Ärmeln; nur mit Mühe waren die Fingerspitzen zu sehen. Dazu trug man bestickte Handschuhe. Die englisch geschnittene, helle oder braune Weste wies zwei Reihen ungeheurer Perlmutterknöpfe auf. In einer ihrer Taschen trug man möglichst sichtbar die massiv goldene Luxusuhr, während die, welche man zum täglichen Gebrauch benutzte, in einer kleinen Tasche im Innern der Weste ruhte. Um den Hals eines Incroyable hing an einem winzigen Kettchen das Bild der Geliebten vom Tage, denn auch sie wechselte man täglich. Das rechte Handgelenk schmückte ein dünnes goldenes Filitgranarmband, die linke Hand dagegen ruhte beständig nachlässig in einer Tasche der langen engen Hantingbeinkleider.

Man verstümmelte seine Gestalt soviel wie möglich. Alle Incroyables hielten sich so krumm, als wären sie verwachsen. Sie spielten die Kurzsichtigen und trugen entweder Riesenbrillen auf der Nase oder bewaffneten sich mit unförmlichen Vornetten, die sie bei jeder Gelegenheit affektiert an die Augen führten. Man schützte fast immer Kopfschmerzen vor, um möglichst oft Gelegenheit zu haben, das kostbare Niechfläschchen an die Nase zu halten. Kurz man gab sich ein blasiertes, zimperliches Aussehen, was indes nicht verhinderte, mit gewaltigen Knütteln spazieren zu gehen. Später verwandelten sich diese allerdings in biegsame Stöckchen.

Um für einen Mann von Welt, einen Dandy zu gelten, mußte man möglichst lange und schmale Füße haben; diejenigen, welche die Natur nicht

damit ausgestattet hatte, beauftragten ihren Schuhmacher damit. Der war am angesehensten, der die größten Verrücktheiten und Verkehrtheiten beging, zum Beispiel bei dem schönsten Wetter in hohen Stiefeln, bei Kot und Regen aber in rosafarbenen Seidenstrümpfen und dünnen ausgeschnittenen Schuhen einherstolzte.

Zum Incroyablegigerlthum gehörte es gleichfalls, daß man beim Betreten eines Salons mit der in die Stirn fallenden echten oder falschen Haarlocke spielte und in Gesellschaft eine durch Verstümmelung der Sprache beinahe unverständliche Unterhaltung führte. Wenn man sich dann noch in eine Wolke von Ambradust hüllte, konnte man sicher sein, für „délucieux“ befunden zu werden.

Die Taschen eines Incroyable mußten stets mit Bonbons gefüllt sein, damit er bei jeder Gelegenheit den Damen eine Süßigkeit anbieten konnte. Dabei aber wurde ein ganz bestimmtes System verfolgt. Alten Damen gab man „Bonbons à la rébus“, „Dragées à la bonne aventure“, jungen Frauen „Pistaches à la Fanchon“, „Pastilles galantes“ und „Surprises“, jungen Mädchen jedoch „Déjeuners de l'amour“. Selbst die Hunde und Katzen der Familie, die man besuchte, durften nicht vernachlässigt werden. Für Spitzchen brachte man gebackene Kringel mit, und Mizzi fraulte man das seidene Fell mit einem kleinen Schildpattkamm, den man beständig bei sich führte.

Auch auf die Sprache der Incroyables dehnte sich das Exzentrische der Mode aus. Der sehr beliebte Sänger Garat, das Modegigerl wie es im Buche stand, hatte sich gestattet, die französische Sprache zu „reformieren“. Er fand den Konsonanten „r“ zu hart in der Aussprache und ließ ihn daher einfach ganz weg. Jedermann wollte so sprechen wie Garat. Man sagte also nicht mehr „parole d'honneur“, sondern „pa'ole d'honneu“, „sup'ême“ statt „suprême“, inc'oyble“ statt „incroyable“, „me'veilleuse“ statt „merveilleuse“. Auch das Lippeln gehörte zum guten Ton, und anstatt „je vous jure“ hörte man sagen „ze vous zue“, u. a. m.

In diesem Wirrwarr aller Dinge spielte die Galanterie keine nebenächliche Rolle. Die Verdorbenheit der Sitten war bald bis zu dem Punkte angelangt, daß die Frauen der anständigen Gesellschaft sich nichts mehr daraus machten, wenn ihre Liebesaffären an die Öffentlichkeit kamen. Was früher ängstlich geheim gehalten wurde, galt jetzt vor den Augen aller Welt als selbstverständlich. Es gab für die Frauen nichts, was ihnen verboten gewesen wäre; es war ihnen alles gestattet. Sie konnten, ohne ihrem Ruf zu schaden, einen oder mehrere Liebhaber neben dem angetrauten Gatten haben, und beim Ehemann war es sogar „comme il faut“, wenn er sich mehrere Mätressen hielt. Die Damen suchten sich ungezwungen ihre Liebhaber auf der Straße, auf dem öffentlichen Balle, im Theater und wechselten sie wie ihre Kleider und Perücken. Der Meistbietende und der, der ihren Launen und ihrer Verschwendungssucht am willfährigsten entgegenkam, hatte stets den Vorzug. Freie Liebe im freien Staat, danach strebte ein jeder!

Die Ehe mit ihren Verpflichtungen auf Lebenszeit gefiel den Franzosen schon lange nicht mehr. Durch ein Dekret vom 23. April 1794 war die Ehescheidung eingeführt worden, die jedem gestattete, das Glück, das er nicht gefunden, anderweitig zu suchen. Diese Einrichtung der Revolution hatte wohl sehr viel Gutes, aber auch manches Nachteilige an sich. Sie machte viel ehelichem Elend ein Ende, aber sie verleitete auch zu ungeheuren Mißbräuchen. Man ließ sich heute trauen und morgen scheiden, je nach Laune und Bedürfnis. Das geringste Mißverständnis zwischen Eheleuten galt schließlich als Tyrannei und führte vor das Ehescheidungsgericht. Es kam vor, daß sich Leute mehrmals in einem Jahre scheiden ließen und wieder verheirateten. Im „Moniteur“ vom 27. Dezember 1796 wurde das Gesuch eines Mannes veröffentlicht, der um die Erlaubnis bat, seine Schwiegermutter zu heiraten, nachdem er sich von deren beiden Töchtern in kurz aufeinander folgenden Zeiträumen hatte scheiden lassen.

Unter diesen Verhältnissen machte ein gewisser Liardot Schule. Er hatte während der Revolution ein Heiratsbureau eröffnet, wo sich die beiden Parteien „treffen und verständigen“ konnten. Nach dem 9. Thermidor kam ein anderer auf die findige Idee, eine „Pension für heiratsfähige junge Mädchen“ einzurichten. Dreimal in der Woche war bei ihm Ball oder Konzert, wozu alle eleganten, reichen, liebenswürdigen und heiratslustigen Männer eingeladen wurden. Die Ehe war für die Franzosen bald nichts weiter als ein Handel, den man nach Belieben abbrechen oder aufgeben konnte.

Solche Zustände waren natürlich nicht dazu angetan, die Männer in den Hafen der Ehe zu locken. Sie sagten sich, wozu heiraten, wenn die Frauen anderer so entgegenkommend sind? Und sie hatten nicht unrecht. Unter dem Direktorium mangelte es der Frau an jenem Takt- und Feingefühl, das die Gesellschaft des „Ancien régime“ trotz aller ihrer Fehler und Laster besaß. Es kam der Frau in jener sittenlosen Zeit vor allem darauf an, ihre Reize so unverhüllt wie möglich den Blicken der Männer preiszugeben, um sie für sich zu gewinnen. Paris glich einer Stadt von Prostituierten.

Neben diesem ungeheuren Luxus, dieser Prachtentfaltung, dieser Genußsucht der höheren Klassen gähnte wie ein schrecklicher Abgrund das Elend und die Not der niederen Bevölkerung von Paris. Welche Ironie! Die Revolution mit ihrem Streben nach Gleichheit hatte mehr als je die Ungleichheit der Gesellschaft herbeigeführt! Dem Unbemittelten fehlte es an allem; in der Hauptstadt mangelte es am Nötigsten. Während für die seltensten Dinge gesorgt war, während Tausende und aber Tausende an einem Abende für Vergnügungen, Toiletten, Frauen, für eine einzige Laune ausgegeben wurden, hatten die Armen kein Brot. Und wie viele mußten mit leeren Händen wieder fortgehen, weil der Vorrat der Bäcker für die vielen Hungernden nicht reichte! Mehr als die Hälfte des Pariser Volkes nährte sich ausschließlich von Kartoffeln. Für ein Pfund Fleisch bezahlte man im Jahre 1796 60 Frs. und für ein Pfund Brot 50 Frs. Ein Pfund Zucker

kostete 350, ein Pfund Kerzen 180, ein Pfund Seife 150, eine Kanne Milch 60, ein Scheffel Kartoffeln 200 Frs. Der Schuhmacher verlangte für ein Paar Stiefel 1000 Frs; die Schneiderin berechnete als Macherlohn für ein ganz einfaches Kleid 200 Frs. Kohlen und Holz waren fast nicht zu erschwingen.

Auf den Straßen sah man jämmerliche, in Lumpen gehüllte Gestalten mit ausgehungerten Gesichtern. Sie sprachen die eleganten, brillantengeschmückten Spaziergängerinnen um ein Almosen an, das ihnen oft aus Bequemlichkeit, ins Geldtäschchen greifen zu müssen, verweigert wurde. Da ballte sich manche Faust in ohnmächtiger Wut. Und während das reiche Paris in Glanz und Vergnügen schwelgte, brütete der Pöbel über seinem grenzenlosen Elend. Er schwor den Verschwendern blutige Rache. Babeuf war der Führer der Unzufriedenen. Sein Kopf fiel jedoch gleich im Anfang seiner sozialistischen Bestrebungen inmitten des Reichthums der neuen Gesellschaft.

Die Not und Armut förderte den Wucher, die Agiotage und alle unehrlichen Geschäfte. Jeder Mensch trieb Handel. Man wucherte mit Assignaten, Mandaten und Geld und handelte mit allem möglichen. Paris hatte Hunger, es fror! Das Volk packte ein wahres Fieber, Geld zu verdienen, um auch ein wenig von dem Luxus zu genießen, den es um sich herum sich entfalten sah. Es stürzte sich auf den Diebstahl und Handel. Man bot in den Läden und auf der Straße sozusagen alles feil: Stoffe, Bücher, Brot, Spitzen, Bilder, Butter, Seife, Stiche, Zwirn, Puder, Juwelen, Salz, Taschentücher, Handschuhe, Fächer, Blumen, Bänder, Strümpfe, Holz, Kohlen, Stiefel usw., Gegenstände, die man wer weiß wo erworben oder gestohlen hatte. Jedermann war Börsenwucherer, selbst die Damen der Gesellschaft. Vor der Börsenzeit sah man sie in ihren eleganten Kabrioletten bei allen Kauf- und Finanzleuten herumfahren, um ihre Geschäfte zu machen. In den Salons oder auf den Spaziergängen unterhielten sie sich wie ganz gewöhnliche Wucherjuden von ihren Geldspekulationen. Noch schlimmer trieben es die Frauen des Mittelstandes. Sie schämten sich nicht, öffentlich auf der Börse Wucher zu treiben. Selbst die Bauern, die nach der Stadt kamen, um ihre Erzeugnisse zu Markte zu bringen, gehörten unter die Klasse der Wucherer. Sie erhöhten die Preise ihrer Waren oder nahmen Papiergeld nur mit ungeheuren Zinsen in Tausch. Daher kam es, daß viele vorher arme Landleute zu ungeheuren Vermögen gelangten und Geld bei ihnen überhaupt keine Rolle spielte. Zur Zeit des größten Elends, als es Paris an allem mangelte, brüsteten sich zwei Bauernweiber auf dem Markt, daß es ihnen an nichts fehle. Sie leisteten sich ein Mittagessen zu 550 Frs. und zwei Theaterplätze zu je 80 Frs.

Es gab keine Volksmoral mehr; Selbstsucht und Geldgier hatten sie vernichtet. Der Börsenwucher nahm einen ungeheuren Umfang an. Ende 1796 hatten die Agioteure den Louisdor bis auf 23000, ja eine Zeitlang sogar bis auf 25000 Frs. in die Höhe getrieben. Und trotz allen strengen Polizei-

maßnahmen, solchen Zuständen ein Ende zu machen, betrieb man diesen Diebstahl ganz öffentlich.

Mehr als je handelten Frauen und Mädchen mit ihrer Liebe. Im Jahre 1790 bereits gab es mehr als tausend öffentliche Mädchen im Palais Royal. Ihre Zahl vermehrte sich mit den Jahren trotz der strengen Zucht unter der Revolution zu erschreckender Höhe. Während der Schreckensherrschaft waren sie wenigstens noch in Schranken gehalten worden, aber seit dem neunten Thermidor, seit man keine so strenge Aufsicht über sie führte, zeigten sie sich im höchsten Grade zynisch, herausfordernd und frech. Sie trieben im Garten des Palais Royal und in den Champs Elysées mit den dort sich einfindenden zahlreichen Soldaten die schamloseste Unzucht. Vollkommen nackt ließen sie sich an den Fenstern sehen und schrien und kreischten, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Denn in jener Zeit, wo die Frauen der höheren Stände nicht mit ihrer Gunst geizten, machten diese Venuspriesterinnen keine Geschäfte. Leben aber mußten sie. Sie verfielen daher auf allerlei Schliche. Um sich interessant zu machen und Mitleid zu erregen, gingen sie zum Beispiel mit gemieteten Kindern spazieren und trugen den Witwenschleier. Andere wieder rechneten mit dem Geschmack der Unverdorbene, die ein Gelegenheitsabenteuer bevorzugten. Auch diese unglücklichen Geschöpfe waren Agioteure. Sie mieteten sich irgend einen Laden, verkauften irgend welche Dinge, die sie mit dem am Abend vorher erworbenen Geld billig einkauften, um doppelten Gewinn daraus zu ziehen. Der Käufer, dem der Anblick der reizenden Verkäuferin den Kopf warm machte, war glücklich, ein „gelegentliches Liebesabenteuer“ erlebt zu haben.

Außer diesen wenig begüterten Hetären fand man im Palais Royal und den umliegenden Straßen auch die berühmteren Göttinnen der Liebe. In überspannten Toiletten, mit unechten Brillanten behangen, betörten sie durch ihre falsche Eleganz die Fremden und ließen sich mit ihnen für einen vorher vereinbarten Preis überall an den Orten sehen, wo man sich amüsierte.

Großen Anteil an der Zunahme der Unsitlichkeit hatten die Soldaten, deren Anzahl man um das Jahr 1796 auf 30000 bis 40000 in Paris schätzte. Sie verließen das Palais Royal fast nie und trieben sich Tag und Nacht mit den Dirnen in den Cafés und Restaurants herum. Es wurden die schrecklichsten Ausschweifungen von Unsitlichkeit und Trunkenheit begangen. Alle Disziplin war verschwunden. Noch lange nach dem Zapfenstreich hörte man sie mit den Mädchen gröheln und Orgien feiern. An allen öffentlichen Orten, in den Theatern, Konzerten, Cafés usw. ließen sie die verschwenderischsten Summen aufgehen. Freilich bezahlte der Konvent und später das Direktorium ihnen hohen Sold, um sie auf ihre Seite zu ziehen. Im Durchschnitt erhielt der republikanische Soldat bereits 1795 außer der Beföstigung täglich 5 Frs.

Die Folge von so ungeordneten Zuständen war eine erschreckend große Zahl Findelkinder. Die Kinder wurden in Hospizen untergebracht, aber

sehr schlecht gepflegt, da der Staat die zu ihrer Unterhaltung nötigen Summen nicht oder schlecht bezahlte. Die Rückstände für die Pflegemütter beliefen sich in den Jahren 1793 bis 1799 in manchen Departements bis auf 450 000 Frs. Diese Frauen sorgten sich daher nicht um die ihnen anvertrauten Zöglinge, ließen sie jämmerlich verkümmern oder schickten sie wieder an die Findelhäuser zurück. Dort lagen die armen Kinder zu viere in einer Wiege und wurden zu viere von einer einzigen Amme genährt.

Die Unsitte förderte naturgemäß das Verbrechen. Die milden Gesetze vermehrten die Zahl der Diebe und Mörder. Paris und seine Umgebungen, besonders die Wäldchen, waren die Schlupfwinkel von Räuberbanden geworden. Die Einwohner lebten in steter Angst und Furcht vor ihnen, aber dennoch tat das Direktorium nichts, um diesem Treiben Einhalt zu tun. Noch 1798 beklagte man sich über die vielen Diebstähle und Verbrechen.

All diesen Mißständen sollte erst die Konsulatszeit ein Ende machen, obwohl auch da noch in den ersten Jahren nicht aller Schmutz hinweggefegt werden konnte.



Die polnischen Volksbanken in Oberschlesien

Von Amtsrichter Dr. Ernst Sontag-Kattowitz O. S.

(Schluß.)



ir gehen nun (Vergl. Heft 19) zur Betrachtung der inneren Organisation der Banken Ludowy über. Sie haben, da sie Genossenschaften gemäß dem deutschen Genossenschaftsgesetz sind, als Organ Vorstand, Aufsichtsrat und Generalversammlung. Aber der Einfluß dieser Organe ist anders verteilt als bei den meisten deutschen Genossenschaften. Während bei diesen theoretisch immer betont wird, daß das oberste Organ die Generalversammlung sei, und während in der Praxis in der Regel der Vorstand herrscht, ruht bei den Polenbanken meist der Haupteinfluß bei dem Aufsichtsrat. (Ebenso Bernhard für die Genossenschaften in Posen und Westpreußen. (S. 456.) Dieser besteht, auch wenn die Bank mit so wenig Genossen gegründet wird, daß sich eine deutsche Genossenschaft mit drei bis fünf Aufsichtsräten begnügen würde, aus neun Mitgliedern. Die Bank Ludowy in Kattowitz z. B. ist mit zwölf Genossen gegründet worden, von denen drei sich in die Rolle des Vorstandes und neun in die Rolle des Aufsichtsrats teilten, so daß also unbeamtete Genossen gar nicht